

Suhrkamp

André  
Kaminski  
Herzflattern

Neun wilde Geschichten

suhrkamp taschenbuch 1080

Als André Kaminskis erstes Buch erschien, nannte man ihn einen »blendenden Geschichtenerzähler«. In den *Gärten des Mulay Abdallah* erzählt er von seinen Jahren in Afrika.

Sein neues Geschichtenbuch bestärkt diese Einschätzung: als sei die Jugendzeit erst gestern gewesen, so blank und lückenlos tauchen die Erinnerungen auf. Es ist die Zeit der Verachtung, als die Weltgeschichte zum Schicksal jedes Einzelnen wurde. »Hitler fraß Europa auf«, und selbst in der friedvollen Schweiz drängten sich Eiferer vor, die Juden und Linken mit Vernichtung drohten. Doch selbst derart unmißverständliche Aussichten sind nicht imstande, auch nur eine dieser Geschichten zu verfinstern. Lea, dieses zauberische Geschöpf, trotz dem »Gauleiter«; das Fahrrad, blinkendes Symbol für Flucht, überstrahlt den Auszug aus einem gelobten Land. Niederlage, Schuldbewußtsein, Melancholie oder Resignation kommen nicht an gegen Kaminskis Witz und Ironie. Wer immer hier auch wagt, ein Held sein zu wollen – sei es kraft seiner Intelligenz oder seiner Mannbarkeit, seiner Herkunft oder seiner politischen Ideale –, bei leisester Berührung wird er durchschaut. Da kennt der Erzähler keinen Pardon, und erst recht nicht mit sich selbst. Nur die Heldinnen scheint er zu verschonen, die sinnesbetörenden Schönen der frühen Jahre, in seinen Geschichten, die wilde Träume sind.

André Kaminski

# Herzflattern

*Neun wilde Geschichten*

Suhrkamp

11. Auflage 2016

Erste Auflage 1984

suhrkamp taschenbuch 1080

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1984

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Wagner GmbH, Nördlingen

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-37580-8

## *Inhalt*

Das Los der Losverkäuferin	7
Der Sheriff	28
Satan und der Fakir	46
Koklusch und die Macht	70
Lea und der Gauleiter	88
In der Höhle der Jungfrau	110
Zwillingsbrüder	133
Poker	154
Herzflattern	175



## *Das Los der Losverkäuferin*

Armin ist ein romantischer Name. In Moll wie die Geschichte, die ich erzählen will. Er hieß Armin Rotbart und beschloß seinen Lebensweg dort, wo er ihn begonnen hatte: auf der Bühne. Er spielte gerade den Wallenstein. In Dresden. Als Dresden noch Dresden war und man verdienten Künstlern den gebührenden Beifall zollte. Ich denke einen langen Schlaf zu tun – hauchte er mit gebrochener Stimme. Dann zog er sich in seine Gemächer zurück und starb. Als Wallenstein fürs Publikum. Als Armin Rotbart für seine Familie. Er hinterließ eine Frau und zwei Söhne.

Wie konnte er nur. Ein Hofschauspieler, dem die Frauen zujubelten. Die Männer ebenfalls, aber anders. Er hatte einen majestätischen Gang. Die Augen zog er hoch, als wollte er weit mehr sagen, als er sagte. Und dann diese Stimme. So etwas zwischen Schmelz und Schmalz. Eine rücksichtsvolle Bescheidenheit lag in seinen Bewegungen. Verzeihen Sie, daß ich so köstlich bin – schien er zu sagen. Aber er sagte es nicht, und das war eben das Einmalige. Wie konnte er nur diese Person heiraten, frage ich mich und bin nicht der einzige, der das wissen möchte. Sie muß einmal besser ausgesehen haben, aber ein gewisses Maß an Häßlichkeit darf man auch im Alter nicht überschreiten. Sie überschritt es in jeder Hinsicht. Sie dampfte durchs Leben wie eine Lokomotive. Unförmig, verschwitzt und immer beleidigt: Barone haben sich um mich bemüht und Millionäre, aber ich entschloß mich für Rotbart. Obwohl er kein



Geld hatte. Sie war voll Großmut: besser ein Komödiant als ein Banause, pflegte sie zu seufzen, und dann ist er mir weggestorben. Allein hat er mich gelassen und mittellos. Aber ich heirate kein zweites Mal. Nicht nach solch einem Mann. Niemals! – Es hat sich auch keiner gemeldet, unter uns gesagt, und Frau Rotbart wurde nie die Genugtuung zuteil, jemandem einen Korb zu geben. Ich vermute, daß sie das mehr kränkte als alles andere.

Zwei Söhne. Der Ältere war dünn wie ein Bleistift und hieß Konrad. Er blickte beiseite und wurde rot. Er malte Bilder von erschreckender Ähnlichkeit. Nackte Frauen, die auf schwarzen Rossen durch den Wald sprengen. Ich wette, daß er nie eine nackte Frau gesehen hat – ich meine aus der Nähe und mit ihrem Einverständnis. Der liebe Gott hatte auch keine gesehen, und trotzdem schuf er das Weib. Aus dem Kopf, wenn man so sagen darf. Aus purer Einsamkeit. Die Frauen, die Konrad pinselte, waren peinlich. Ich kann es nicht anders ausdrücken. Aus tiefster Seelennot waren sie entstanden, und das sah man ihnen an. Eine morgenrote Haut, kornblondes Haar und wasserblaue Augen. Jedes Äderchen konnte man erkennen. Jede Wimper auf dem Körper. Sie blickten einen an, diese Frauen, und schienen zu schwitzen. Armer Konrad! Mit gotischen Buchstaben unterschnörkelte er jedes seiner Werke, und dazu noch auf lateinisch: Rotbart pinxit. Nebenbei war er Hilfsmagaziner im Gummihaus Troxler.

Der Jüngere hieß Kurt. Er war dick und gedunsen. Er besaß eine quarkähnliche Haut mit Rostflecken darauf. Das Schlimmste jedoch war die feurige Mähne, die um seinen Schädel flatterte. Er atmete schwer, denn die Na-

senflügel waren zu eng. Er schnappte nach Luft – unaufhörlich – und sann auf Vergeltung.

Von seinem Vater hatte er ein einziges Erbstück. Es prägte seinen Charakter: Karl Mays Sämtliche Werke. Er kannte sie auswendig. Er war Winnetou und Old Shatterhand in einer Person. Alle Vokabeln der Indiansprache hatte er herausgeschrieben. Schnaubend warf er sie seinen Widersachern an den Kopf. Ita ken Saritsch – zischte er, wenn er einem begegnete, was etwa bedeutete, daß man ein Hund sei oder ein elender Köter. Wir alle waren seine Feinde, und er war stolz darauf. Ein heißer Haß erfreute ihn mehr als eine laue Freundschaft.

Bei alledem war er ein Genießer. Ein Genießer besonderer Art. Er genoß seine Leiden, seine Verlassenheit, sein Fett, sein rotes Haar und die unmögliche Mutter. An der Mutter litt er am meisten. Hochmütig blickte sie auf uns herab. Sie nannte uns Kuhschweizer und sprach hochdeutsch. In Zürich ist das anstößig. Schlimmer als ein Buckel. Man verzeiht es vielleicht einem Botschafter. Einem Nobelpreisträger. Aber nicht der Frau Rotbart. Wer war sie eigentlich? Lotterielose verkaufte sie hinter dem Bahnhof und tropfte aus der Nase. Ein perfektes Ärgernis.

Kurt ging mit uns zur Schule. Er war einmal sitzengelieben, aber blöder als seine Kameraden war er bestimmt nicht. Keiner hätte gemerkt, daß er ein Deutscher war, doch er pflegte dieses Gebrechen mit liebevoller Sorgfalt. Absichtlich ließ er Floskeln fallen, die wir nicht recht verstanden, und unsere Verlegenheit ergötzte ihn. Dabei war er der Letzte in der Schule und so muskelschwach, daß ihn David Lichtenbaum k. o.

boxte. David Lichtenbaum war nur halb so schwer wie Rotbart, aber er legte ihn auf den Rücken.

Was rede ich so viel. Rotbart störte unsere Kreise. Er sagte zum Beispiel: »Wenn ich mich nicht täusche« oder »Laßt euch das gesagt sein« oder »Dieses sei dahingestellt«. Wo hatte er nur diese Worte her? Und mit welchem Recht belästigte er uns damit? Wir empfanden diese Redensarten wie Salzsäure ins Gesicht. Wir schrieben sie nicht seiner Bildung zu – Herr Müller persönlich hatte ihn ja zum Klassentrottel ernannt –, sondern seiner Unverschämtheit: So sind sie, diese Deutschen, pflegten wir zu sagen, und wir prophezeiten, daß er ein jämmerliches Ende nehmen würde.

Ich muß noch hinzufügen – weil es von Bedeutung ist für meine Geschichte –, daß Rotbart ein Sammler war. Ein Sammler aus Berufung. Darüber hinaus litt er an Verstopfung. Er bewahrte alles auf, was ihm nur im entferntesten ungewöhnlich schien. Sogar den Inhalt seiner Gedärme. Wenn er hinaus mußte, ging er nicht. Zwei tiefe Furchen bildeten sich über seiner Nasenwurzel, doch er biß die Kiefer aufeinander und verharrte. Mit Befremden beobachteten wir, wie er schwelgte in seinen Schmerzen. Wir sahen, daß er sich quälte, doch es war offenbar, es erquickte ihn. Er blickte über uns hinweg. Er fühlte sich geadelt durch seine Pein. Sie bestätigte ihm, daß er jemand war. Er fühlte sich emporgehoben durch alles, was er hatte und wir nicht.

Er sammelte Exklusivitäten. Sie waren äußerst possibilities, das muß ich zugeben. Aber keiner von uns wäre auf den Gedanken gekommen, so etwas besitzen zu wollen. Stirnlocken oder Glasaugen großer Männer. Gift Dosen von hervorragenden Persönlichkeiten. Armbrüste. To-

mahawks mit Blutspuren. Totenschädel sowie Unterwäsche berüchtigter Frauen, deren Name allein schon Gänsehaut verursachte. Die Gegenstände waren vollkommen unnütz. Sie hatten weder Tausch- noch Nutzwert, und doch verdroß es uns, daß er sie besaß. In Mathematik war er eine Null. Seine Orthographie setzte sich über alle Regeln hinweg. Herr Müller erklärte, er sei ein Sargnagel und er habe soviel Haar auf dem Kopf, daß da nichts reingehe und nichts rauskomme. Dabei büffelte er, dieser Sargnagel. Tag und Nacht. Aber Kauzigkeiten, für die es keine Nachfrage gab. Die Apachensprache, wie ich bereits andeutete. Oder Wappenkunde. Oder – wie nannte er das doch? – Wahrscheinlichkeitsrechnung. Wenn wir ihn fragten, zu welchem Zweck er das lerne, antwortete er: »Wenn es einen Zweck hätte, würde es mich nicht interessieren.« Mit solchen Schlakzigkeiten stimmte er uns gegen sich. Wir fanden das unschweizerisch. Entweder etwas hat einen Zweck oder Schwamm drüber. Erst später erfuhren wir, daß auch er nicht ganz uneigennützig war. Er war nämlich zum Schluß gelangt, daß seine Mutter bei sich selbst ein Lotterielos kaufen müßte, und hatte errechnet, daß die Endziffer 77 die größten Gewinnchancen besaß. Das kalkulierte er mit seiner Wahrscheinlichkeitsrechnung, und der Erfolg war sensationell. Aber darüber später.

Er wohnte im selben Haus wie ich, und nicht selten stieg ich hinauf in seine Mansardenwohnung. Ich hatte viel Zeit in jenem Alter, und mir schien Rotbarts Privatmuseum noch das Spannendste, was es zu erleben gab. Die Losverkäuferin sperrte auf. Einen Spalt breit. Und hoffte wahrscheinlich, es sei der Fürst von Monte Carlo.

Wenn sie mich erblickte, verzog sie geringschätzig die Unterlippe und knurrte, Kurtchen sei unabhkömmlich. Er sitze in seiner Bibliothek und studiere. Unabhkömmlich! Da hatte sie mir eins ausgewischt. Einen Peitschenhieb übers Ohr. Ich kochte: weder rechnen kann er, noch schreiben, aber in seiner Bibliothek sitzt er und studiert. Langsam stieg in mir die Lust auf, ihn auszustrahlen. Er stand mir vor der Sonne. Warum eigentlich, frage ich mich heute. Ganz einfach. Ich war neidisch auf ihn. Seine Mutter verkaufte Lotterielose hinter dem Bahnhof. Sie trug wollene Handschuhe und tropfte aus der Nase. Im Vergleich mit mir war Kurtchen ein Niemand. Und trotzdem war ich eifersüchtig auf ihn. Ich weiß auch, warum. Weil ich mich langweilte und er sich nicht. Er hatte seine Leidenschaften. Ich hatte keine. Und eines Tages fand ich heraus – oder meinte wenigstens, herausgefunden zu haben –, daß er von den gleichen Brüsten träumte wie ich. Von den wuchtigen Kurven einer unvergleichlichen Erscheinung namens Bella Lichtenbaum. Sie wohnte gegenüber. Jeden Abend zog sie sich aus. Immer zur gleichen Zeit. In ihrem Mädchenzimmer mit türkisblauen Tapeten und gelbseidenen Vorhängen, durch die man hindurchsehen konnte. Genußvoll und pedantisch entkleidete sie sich vor dem Spiegel. Dann machte sie Toilette. In einer geblühten Porzellanschüssel. Jeden Abend um Viertel vor acht. Ausgerechnet, wenn man sich bei uns zu Tische setzte. Wir waren feine Leute. Bei uns speiste man zu fixen Zeiten. Im Unterschied zu den Rotbarts, wo man überhaupt nicht speiste. Man verköstigte sich, und zwar schlecht. Weil kein Geld da war. Kurtchen konnte sich zu Tisch setzen, wann er nur wollte. Er durfte auch

hinterm Vorhang stehen, hinüberspähen und später essen. Darum beneidete ich ihn über alle Maßen.

Kurt Rotbart feierte seinen dreizehnten Geburtstag. Ein Unglücksdatum, wie er sagte, und darum habe er alle seine Feinde eingeladen. Frau Rotbart hatte eine Schürze umgebunden. Sie servierte vorgestrige Schokoladentorte – Altbackenes nannte man das und holte es in der Bäckerei Fuchs an der Waffenplatzstraße. Die Torte war schief und verbeult. Mit bröckliger Sahne darauf. Rotbarts Bruder, der schüchterne Konrad, schenkte Kaffee ein, der nach Schmierseife schmeckte und Asphalt. Wir zwinkerten uns zu – mit kennerischen Blicken – und sagten uns später, die Rotbarts seien nicht nur häßlich, sondern auch geizig. In Wirklichkeit mußten sie sich durchhungern. Mit den Groschen aus dem Losverkauf und Konrads kargem Arbeitslohn. Nach der Schokoladentorte gab es nichts mehr zu feiern. Die Kollegen verabschiedeten sich, einer nach dem andern, und jedesmal mußte Kurtchen hinuntersteigen, denn die Haustür in schweizerischen Mietshäusern ist meist zuge-sperrt. Ich blieb als letzter. Ich wohnte im selben Haus. Zum ersten Mal befand ich mich allein in Rotbarts Kuriositätenkabinett. Fieberhaft schnüffelte ich herum, denn ich vermutete, daß er ein Geheimnis hatte. Er hatte eins. In der Schublade seines Nachttischchens. Ein winziges Ölbild, nicht größer als eine Postkarte. Eine kunstvolle Miniatur, die mir die Atemwege blockierte: die unvergleichliche Bella Lichtenbaum. Nackt vor dem Spiegel. Von hinten sichtbar und von vorn. Das Haar bis zu den Hüften. Die Hand mit dem Waschtüchlein zwischen den Oberschenkeln. Daneben die Porzellan-schüssel und davor ein hauchdünner, gelbseidener Vor-

hang. Ein Bad der Aphrodite in übernatürlicher Ähnlichkeit. Darunter stand in schamhaft-brünstiger Gotik: Rotbart pinxit. Da war keine Sekunde zu verlieren. Ich würde später noch Zeit finden, das Bild zu bestaunen. Jetzt griff ich danach und ließ es in meinem Hemd verschwinden. Das war die Zeitbombe, mit der ich Kurtchen aus dem Weg räumen würde. Früher oder später.

Meine Träume waren Schäume. Aber doch nicht so aussichtslos wie diejenigen Rotbarts. Was ich mir in unruhigen Nächten ausmalte, konnte nie Wirklichkeit werden. Für Bella war ich Gemüse, weniger als das. Ich hatte gerade den Stimmbruch und lächerlichen Flaum über der Oberlippe. Aber um wieviel geringer waren die Chancen des Sargnagels! Daß er nach ihr dürstete, war an sich schon eine Ungehörigkeit. Dieser Kerl kompromitierte meine Sehnsucht. In solcher Gesellschaft durfte ich gar nicht erst mitmachen. Bella sank im Marktwert, wenn so ein Monstrum von ihr träumte. Ich mußte ihn ausschalten.

Die Gelegenheit bot sich noch im selben Frühjahr, am sogenannten Sechseläuten, das mein Vater als eine Heerschau von Wasserköpfen, einen Aufmarsch von Neandertalern und reaktionären Pfahlbauern bezeichnete. An diesem Fest wird in Zürich der »Böögg« verbrannt, und zwar in Form eines gigantischen Schneemanns aus Holz, Draht und Watte, der den Winter versinnbildlicht. Kopf, Rumpf und Hut sind mit Schwarzpulver vollgestopft. Wenn die Sprengmischung Feuer fängt – das passiert kurz nach sechs Uhr abends –, fliegt der Böögg in die Luft. Die Glocken läuten und, so behaupten die reaktionären Pfahlbauern, der Winter ist besiegt.

Mein Vater war da anderer Meinung. Er war immer anderer Meinung und erklärte, der Winter sei erst dann besiegt, wenn das vereinigte Weltproletariat – solchen Quatsch konnte er ernsthaft von sich geben – den Kapitalismus in Stücke schlägt. Nicht früher und nicht später, Punkt.

In jenem denkwürdigen April wurde der Böögg nicht verbrannt. Zum ersten Mal seit der Erschaffung der Welt, denn der Schneemann war verschwunden. Einfach so. Am Vortag hatte ich ihn noch gesehen. Mit eigenen Augen. Auf dem Tonhalleplatz, wo er immer zu stehen pflegt. Er steckte auf einem fünfzehn Meter hohen Scheiterhaufen. Das Ganze so groß wie ein mittlerer Kirchturm, und der war weg. Ein beispielloser Skandal. Ein Vorzeichen des nahenden Weltuntergangs. Sie haben ihn gestohlen – ging es von Mund zu Mund – unter der Nase der Stadtpolizei. Immer dreister führen sie sich auf, diese Lumpen! Ich war noch zu jung. Ich wußte nicht, wer mit den Lumpen gemeint war, aber bald sollte ich es erfahren: die Deutschen, natürlich, oder die Kommunisten, die nicht weniger verhaßt waren. Herr Müller stellte sich vor die Klasse. Ich glaube, es war in der Turnhalle, denn Turnhallen eignen sich besonders zu patriotischen Höhenflügen. Sein Gesicht war gerötet von Wein und ungezügelmtem Ingrim. Er schnaufte, pustete und plötzlich platzte er: »Sie mißgönnen uns die Schweizerfahne, diese Versager. Weil wir tüchtiger sind. Weil wir es besser können.« Er sagte nicht was, aber er meinte alles und verzog seinen Mund zu einer vieldeutigen Grimasse. »Alles machen wir besser und darum können sie uns nicht ertragen. Sie sind neidisch auf unsere Uhren, weil die genauer sind. Auf unseren Käse,



weil er besser schmeckt, und auf unsere Frauen, weil sie mehr Dampf aufsetzen, sowohl im Bett als auch in der Küche.« Jetzt hatte er uns warmgewiegelt. Gänsehaut lief uns über den Rücken, und wir konnten es nicht erwarten, dem hinreißenden Mann eine Ovation darzubringen. Wir waren bereit, unser Leben herzugeben für unsere Uhren, unseren Käse und unsere Frauen, doch Herr Müller brüllte weiter: »Diese Bockwürste – damit meinte er die Deutschen – werden es bereuen, denn wir fressen sie auf. Ungekocht, so wahr ich hier stehe, und ohne Bier.« Schon wollten wir applaudieren, aber er fügte hinzu: »Und ohne Wodka.« Jetzt wurde es ernst, denn er meinte mich. Bisher hatte er nur gegen Rotbart gewettert, ohne seinen Namen zu nennen. Aber der Wodka galt mir. Das war gefährlich. Lebensgefährlich sogar. Ich machte mich klein und unauffällig. Niemand sollte mich bemerken. Die Anspielung mußte unbemerkt verklingen, und Rotbart half mir dabei. Er streckte die Hand hoch. Im ungeschicktesten Augenblick, als ein vaterländischer Taumel die Klasse ergriffen hatte. Nie zuvor hatte er sich gemeldet. Er war ein Passivmitglied unseres Jahrgangs. Ausgerechnet jetzt drängte er sich vor, dieser Tölpel. Er verblüffte uns mit seinem Vorwitz, der alles Bisherige in den Schatten stellte: »Es ist doch kurios – piepste er unschuldig, wobei er bewußt diesen Ausdruck wählte, der nicht in unserem Vokabular figurierte –, äußerst kurios, daß die Schweizer so tüchtig sind, aber nicht verhindern konnten, daß ihnen der Böögg gestohlen wurde.«

Nach diesen Worten setzte er sich auf den Linoleumboden, verschränkte die Arme über dem Bauch, blickte

zum Fenster hinaus und gab zu verstehen, daß er nichts mehr hinzuzufügen habe.

Das war ein Tiefschlag. Perfid und scharfsinnig. Alles hatten wir erwartet, aber das nicht. Der Rothaarige war in die Offensive gegangen. Jahrelang hatte er das Opfer gespielt, wortlos gelitten, auf einen Umschwung des Schicksals gehofft. Und nun war es soweit. Die Nazis hatten ihm den Rücken gestärkt. Er wurde unverschämt. Vielleicht wußte er mehr als wir. Daß die Wehrmacht bald einmarschieren würde. Daß wir bereits auf der Abschußliste standen. Daß er – alles ist möglich – Gauleiter werden sollte und daß uns die Deutschen zu ihren Unterhunden machen würden. Aber das könne er sich aus dem Kopf schlagen, kreischte Herr Müller, im Vergleich mit England und Frankreich sei Deutschland ein Kuhdreck, jawohl. Rotbart möge es nur ausrichten auf seinem Konsulat. Wir Schweizer hätten keine Angst. Bei Sempach und Morgarten seien wir auch nicht davongelaufen, obwohl die Deutschen zehnmal so stark waren. Im Gegenteil. Zusammengeholt haben wir sie damals. Kurz und klein, jawoll, und wenn es jemandem nicht gefällt bei uns, soll er die Koffer packen und verreisen!

Das war eine Konzertarie. So etwas blähte unsere Herzen. Wir erhoben uns und klatschten fünf Minuten lang Beifall. Ich ganz besonders, weil ich ein schlechtes Gewissen hatte. Wegen dem Böögg, den vielleicht meine Gesinnungsfreunde gestohlen hatten. Bei mir zu Hause war man rot. Mein Vater machte kein Geheimnis daraus. Darum war ich nicht minder betroffen als Rotbart. Herr Müller nahm den Zwicker von der Nase und wischte ihn ab. In der Hitze des Gefechtes war er ihm

angelaufen. Mit einem Lederläppchen putzte er seine Gläser, während wir nicht aufhörten zu applaudieren. Stehend natürlich. Nur Kurtchen blieb sitzen. Mit gekreuzten Armen, vorgeschobener Unterlippe und zusammengekniffenen Indianeraugen. Er spähte in die Ferne wie einstmal sein Vater, als er den Wallenstein spielte. Das reizte den Lehrer zur Siedehitze. Er stürzte sich auf Rotbart, packte ihn beim Kragen, schüttelte ihn und brüllte mit bellend sich überschlagender Stimme: »Wenn ihr bis nächsten Montag – das war ein formelles Ultimatum – den Böögg nicht zurückerstattet, marschieren wir über die Grenze und holen ihn selbst. Sag das deinem Hitler und – mir schien, jetzt schiele er zu mir herüber – dem Stalin ebenfalls!«

Der Sargnagel tat keinen Wank. Er ließ sich rütteln und stoßen. Bleich saß er da, atmete asthmatisch. Doch er schwieg wie ein Held. Ich hingegen schlotterte. Die Anspielung war klar und unmißverständlich. Wir lebten zwar noch im tiefsten Frieden, doch zum ersten Mal merkte ich, daß es rauchte an der Lunte der Weltgeschichte. Daß ich mittendrin stand, verwickelt in die Auseinandersetzungen der Großmächte. Daß ich mich reinwaschen mußte, koste es, was es wolle. Es gab einen Verdacht, und den mußte ich abwälzen. Auf den ersten besten Sündenbock, der mir über den Weg lief: Rotbart. Der Gedanke kam mir während der Pause. Es war ein häßlicher Gedanke, und ich schäme mich seiner bis zum heutigen Tag. Ich beschloß nämlich, Kurtchen solle büßen für seine großdeutsche Aufgeblasenheit – für seine hochtrabenden Ausdrücke und die Verachtung, mit der er uns zu behandeln pflegte. Einverstanden. Das war nur ein Vorwand. In Wirklichkeit wollte ich ihn loswer-

den. Als Rivalen. Es ging nicht um Hitler, sondern um Bella Lichtenbaum. In meiner Schulmappe hatte ich die Miniatur. Das fatale Ölbild mit der Aufschrift »Rotbart pinxit«, wobei nicht gesagt war, welcher Rotbart es gemalt hatte. Das war mir auch ziemlich gleichgültig – damals –, und ich klaubte es hervor. Ich vergewisserte mich, daß ich allein war im Klassenzimmer, warf einen letzten Blick auf die göttliche Bella und legte es in die Zeitung, die auf Herrn Müllers Pult lag. Er würde sie aufschlagen. Während der nächsten Stunde. Wenn wir unsere Aufsätze schrieben. Das Unheil mußte hereinbrechen.

Es brach herein. Mit der Heftigkeit eines Wirbelsturmes. Herr Müller hatte darauf gewartet. Seit Monaten und Jahren. In ihm brodelte ein Vulkan, der einmal explodieren mußte. Er war ein stattlicher Mann. Keineswegs zu kurz gekommen. Weder an Kraft noch an Körperwuchs. Aber er war unbefriedigt. Nicht persönlich, sondern – wie soll man das ausdrücken – als Schweizer. Wenn es gerecht zuginge auf der Welt, seufzte er, wären wir eine Großmacht und die anderen hätten Angst vor uns. Wir haben den besten Staat, die saubersten Sitten, die zuverlässigste Industrie, nur sind wir eben zu klein, und das ist unser Kreuz!

Wenn Herr Müller so gewalttätig reagierte, an jenem Nachmittag, war das ein Akt der Vergeltung. Aber nicht für das Gemälde mit der nackten Bella Lichtenbaum. Auch nicht für die freche Bemerkung, die Rotbart hatte fallenlassen. Keineswegs. Es war einfach eine Abrechnung mit dem Schicksal, mit der geographischen Tragödie der Eidgenossen, mit der entwürdigenden Kleinheit unserer Verhältnisse. Darum genügten ihm auch seine